

Geldwert, der Handel so breit macht, wie es immer mehr der Fall ist, dann hat man auch einmal vom deutschen Standpunkt aus die Sache zu beurteilen. Das die Oper wirklich nichts anderes zu tun, als jahraus jahrein die Opern-Elaborate eines Oskar Straus aufzuführen, muß der Unterschied zwischen Oper und Operette, der glücklicherweise für den besseren Teil des Publikums noch besteht, mit aller Gewalt verwischt werden? Hier hätte, wenn er nicht mit allem Recht zur gleichen Gesellschaft gezählt werden will, vor allem Dr. Böwenfeld, der den offiziellen Titel eines Opernleiters besitzt, ein Wort mitsprechen müssen, indem er einfach erklärte, diesen Schwinkel mache ich nicht mit. Denn er ist nicht engagiert, um Operetten, die sich Opern oder noch viel vornehmer musikalische Komödien nennen, zu inszenieren, sondern um musikalische Werke herauszubringen, die es mit erstklassiger Kunst zu tun haben. Er hätte die Sympathien des ganzen besseren Operpublikums für sich gehabt, das ständige Theaterkollegium hätte ihm recht geben müssen, und mit nichts Besseren hätte er ein Exemplar von künstlerischer Theaterleitung geben können als durch die Weigerung, fortwährend bei derartigen Stellen Vate zu stehen. Ein Mann wie Böwenfeld weiß sehr wohl, daß das Tal der Liebe als Oper gar nicht in Betracht kommt; hat er aber in diesen Fragen nichts zu sagen oder beweist er keine Charakterfestigkeit, dann führt er seinen Namen als Opernleiter völlig zu unrecht.

Über ein Stück wie das Tal der Liebe ist eine Diskussion ausgeschlossen. Denn: entweder weiß man, was eine Oper oder, wie sich das Stück mit impertinenter Annahme nennt, eine musikalische Komödie ist, oder man weiß es nicht; in letzterem Falle sollte man nicht urteilen. Denn das Tal der Liebe ist nicht als eine Operette, und zwar technisch etwas schwieriger, im Stil aber sogar weit primitiver als eine bessere Operette. Vom Opernstil hat das Stück gar nichts. Einen Vettelstudenten darf man gegenüber dieser fast reinen Lieb- und Tanzoperette eine Oper wie Figaros Hochzeit nennen. Zu wirklichen Finalen, wie man sie in manchen Operetten trifft, finden sich hier kaum die Anlässe, fast der ganze Text ist auf geschlossene Gesänge primitiver Form angelegt, und so gibt Herr Straus nichts als Liedergesang, ähnlich wie es vor 150 Jahren zur Zeit der Entstehung des Singspiels der Fall war. Auch der gesprochene Dialog ist in dieser musikalischen Komödie wieder eingeführt und ganz operettenartig behandelt. So läßt sich das Stück — mit Ausnahme der Duverteile, die einigermassen Hoffnungen erwecken — nur als Operette betrachten. Eine Menge hübscher, aber wenig origineller Melodien stehen Straus auch hier zur Verfügung. Charakter vermischt man mit wenigen Ausnahmen vollständig, und man bekommt diese im Grunde sehr billige Musikallerlei bald satt. Wie gesagt, vom Opernstandpunkt ist das Stück nicht diskutierbar, alles ist durch die heutige Operettenbrille gesehen; eine eingehendere Kritik darf man sich deshalb sparen. Der Text ist von Dreyers Schwan her bekannt; man konnte sich vor etwa sechs Jahren das Frische, wenn auch unfeine Stück schon einmal ansehen, besonders ernst genommen hat es wohl kein einziger halbwegs ernsthafter Mensch. R. Voß hat einen Operettentext daraus gemacht, welches Geschäft dieser Mann ja ganz gut versteht. Er ist dem Komponisten liberal entgegengekommen, sein Hauptverdienst besteht in der Einführung von heutigen Operettenakziden.

Mit einem derartigen Stück sich abzugeben, ist für gute Opernkräfte keine schwere Leistung, und so gab man denn auch das Werk sehr wirkungsvoll. Die einzelnen Kräfte sind unter diesen Umständen wohl dankbar, wenn man ihre ganz gelungenen Operettenleistungen nicht bespricht. Das gilt auch von der Regie, die sich ihrer kleinen Aufgabe wohl ohne geringstes Kopfschütteln entledigt. Genannt muß einzig eine neue Sängerin werden, Frä. Merrem, die einen sehr guten Eindruck machte, da sie frisch und lebendig jagt, eine gute, wohlgeübte Stimme aufweist und wohl dazu auseinander sein wird, Frä. Eichholz in manchen Rollen zu ersetzen.

Altes Theater (Zum erstenmal in Deutschland: Die kleine Königin. Operette von Juan Carlos). — Diese kleine Erwerbungs des Stadttheaters hat einzig nach einer Seite hin ein etwas höheres Interesse: man kann vergleichen, wie englische und deutsche Theatermänner einen ganz ähnlichen, hart sexuellen Stoff behandeln. Denn was wir am letzten Sonntagabend sahen, ist etwas in Deutschland bereits bis zum Ueberdruß Bekanntes: die hochberühmte Operette Der Walzertraum. Hier wie dort handelt es sich darum, daß eine junge Fürstin, die einzige Erbin des Thrones, zum Zwecke der Nächstkommenschaft vernünftig wird und daß diesem hochwichtigen Prozeß alle Anwesenheit geschenkt wird, die ihm seiner kauderhalsenden Kraft wegen auch zukommt. Der Gemahl der Fürstin hat, wie man sich billigerweise auszudrücken hätte, die Rolle des Zuchtwahrs zu übernehmen und hierin in erster Linie den Verzug seines Lebens zu sehen. Wie nun die beiden Texte dieses Themas behandeln, hat insofern einiges Interesse, als das eine Stück englisch ist und in England großen Erfolg hatte, während das andere dem heutigen Deutschland auf den Leib geschrieben scheint. Vergleicht man nun die eine Hauptsache bei derartigen Operetten, die geschlechtlichkeidenden Mittel, so dürfen wir in Deutschland wirklich stolz sein und uns in die Brust werfen, denn wir haben es hierin weiter, sogar sehr viel weiter gebracht als unsere britischen Betern. Wer die Schule des Walzertraums glänzend und mit innerem Gewinn absolviert hat, dem muß ja das englische Stück in dieser Beziehung sehr harmlos erscheinen; die Herren Karof und Chancel sind unbärtige Schüler im Vergleich zu dem Meisterdichter des Walzertraums. Deutschland dürste sogar Frankreich in dieser Beziehung überholt haben, ipaziert also so ziemlich an der Spitze der Nationen. Ob das deutsche oder englische Stück Prioritätsrechte besitzt, weiß ich allerdings nicht zu sagen, aber jedenfalls kann man Die kleine Königin so eine Art englischen Walzertraum nennen. Man möchte diesem „erner das Zeugnis ausstellen, daß es seinen Vorwurf sauberer — allerdings auch bedeutend langweiliger — durchführt, und vor allem besser motiviert. Denn das englische Stück geht von wirklichen existierenden Verhältnissen insofern aus, als ein Hof gewährt ist, der buchstäblich die Einrichtung des Prinzgemahls aufweist, also direkt an die Verhältnisse von Holland erinnert. Dabei kommt auch das eines Mannes unwürdige Verhältnis zu seiner regierenden Gemahlin zur Sprache und wird zu dem Konflikt des Stücks benutzt. Das deutsche Stück geht absichtlich allen Realitäten so ziemlich aus dem Wege, nimmt Serenitäts-Verhältnisse an, um keinen Anlaß zu geben, daß der gute Deutsche etwa in seinem monarchischen Gefühl beleidigt werde. Der Engländer ist hier weit freier, und es gibt einige Stellen, die in ihrer Ungeniertheit ganz erquickend sind. Das Stück in dieser Beziehung gar nicht so uneben in unsre Tage paßt.

Aber all das genügt doch nicht und läßt die Frage erheben: was wollte man denn eigentlich mit dem Stück? Was sollen wir mit dieser stark gemilderten Fassung des Walzertraums, ber uns nun einmal „verbodnen“ hat, so daß einzig eine noch gepfeffrtere Übung des überaus wichtigen Problems und hinführen könnte. Die nocheinige Dosis Sentimentalität fehlt ebenfalls, auch an sonstigem Witz ist kein Ueberfluß, getanzt wird in dem Stück fast gar nicht, und einen Erfolg hierfür bietet die zwar ziemlich saubere, aber auch ziemlich langatmige Fiktion der Handlung nicht. Es handelt sich, vom dramatischen Standpunkt genommen, um kein schlechtes Stück, aber es hat auch zu wenig Kraft, zu wenig Schmie, um seine ganz guten Instinkte wenigstens hervorkehren zu können. Wir sind eben in Deutschland verbodnen worden, der Walzertraum gautelt uns viel unterhaltendere, läppigere Träume vor, als die Engländer und zu Zeiten ver-

müden, und in Träume zu wiegen, das versteht Oskar Straus viel besser als der englische Komponist. Auch die englischen Operettenkomponisten hat das moderne klassische Wiener Trio Lehar, Straus, Fall, die eine spätere Zeit einmal neben Handl, Mozart, Beethoven setzen wird, aus dem Sattel gehoben, es reitet sich so schön zu ihren Walzern, daß dagegen ein Komponist, der den Walzer nur ganz nebenbei duldet, dafür aber nicht etwas Besonderes zu vergeben hat, nicht aufkommen kann. Man hätte eine Operette, die den korrupteren Tanzschwengel nicht mitemacht, zu unterlassen, wenn sie nur nach anderer Seite hin hervorragende Qualitäten aufweisen würde. Caryll ist ein ganz tüchtiger Operettenkomponist, aber durchgreifend ist er nicht. Sein Bestes leistet er auf dem Gebiet des Charakteristischen, sein Schwächstes aber gerade dort, worauf es bei der Operette am meisten ankommt, auf dem der lyrischen Gesänge. Seine Liebesstücke sind fast alle schwach, fast sogar, d. h. Caryll beginnt oft mit ganz guten Einfällen, aber er weiß nicht zu entwickeln, und so verläuft manches im Sande. Einen wirklich neuen Ton hört man nicht, und vom deutschen Standpunkt betrachtet man nicht, daß Caryll in England so etwas wie eine Größe sein soll. Den ganzen Abend schlug kein Stück wirklich ein, und wenn auch der Erfolg die übliche Premierenanlage hatte — halten wird sich das Stück nicht lange.

Was aus England kommt, hat mit der Ausstattung viel zu tun, und da die Stadttheater-Operette ihre Liebe zu läppigem Kundstättungswesen schon lange entdeckt hat, so wurde bei diesem Stück nur so geschweigt in läppigen, aufdringlichen Dekorationen. Manches konnte wohl direkt aus dem Walzertraum benützt werden, es lebe die Kompagnie. Gespielt wurde ziemlich lebendig, gesungen größtenteils schlecht. Am meisten machte aus ihrer Rolle Fräulein Dalldorf als Xenosa, die gegenüber den stereotypen Leistungen Fräulein Busch in diesem Rollengebiet direkt wohlwollend berührt. Frau Reitz-Großmüller und die Herren Sturmfels und Daas standen alle am richtigen Plage.

Im Schauspielhaus gibt man in diesen Tagen unnötigerweise ein langweiliges Lustspiel französischer Herkunft Am Luzus, dessen Unkenntnis durch ein besonders klügeliges Schmied gemacht werden soll. Adel Hermann führt uns in den Kreis wehr oder weniger abgesehen und heruntergekommener Pfirsichtkeiten, die sich in Paris wohlfühlten und hier ein handlungsmäßig verwickeltes Leben mit mehr Sonne als Geschmack führen dülten. Der Autor hat die Freundlichkeit, dafür zu sorgen, daß Zeit und Sofa in den Hauptakten in der Nähe sind; auch ein Wanderschirm spielte eine bekannte Rolle — und dies genügt ja für ein anspruchsloses Publikum, das die bößhaftigste Langweiligkeit hinnimmt, wenn nur hin und wieder auf eine brenzliche Situation hingearbeitet wird. Die Aufführung ist dürftig wie das Stück; sie genügt, sobald das Paar Vore Busch und Hans Seibel allein auf der Bühne steht; sobald aber ein Zusammenhang von mehreren Personen erreicht werden soll, verlagert die Regie, und es entsteht ein Nebeneinanderherspielen, das im wohlwollenden Zuschauer Mißbilligung erweckt.

Neues Theater. Dienstag, 1/8 Uhr: Das Tal der Liebe. Mittwoch, 1/8 Uhr: Fidele. Donnerstag, 1/8 Uhr: Fuhrmann Henssel. Freitag, 7 Uhr: Tannhäuser. Sonnabend, 1/8 Uhr: Gamont (neu einstudiert). Sonntag: Lohengrin. Montag, 8. September: Ihr letzter Brief. — Altes Theater. Dienstag, 8 Uhr: Die kleine Königin. Mittwoch, 8 Uhr: Der Edelgeiziger. Donnerstag, 8 Uhr: Die kleine Königin. Freitag, 8 Uhr: Die geschiedne Frau. Sonnabend, 8 Uhr: Der Kastelbinder. Sonntag, nachmittags 1/3 Uhr: Vorstellung für das Arbeiterbildungsinstitut (Fuhrmann Henssel), abends 1/8 Uhr: Der Graf von Luxemburg. Montag, 8. September: Der ibelce Bauer.

Vereinigte Leipziger Schauspielhäuser. Schauspielhaus. Dienstag, Mittwoch, Donnerstag: Im Luzus. Freitag: Eine Frau ohne Bedeutung. Sonnabend: Im Luzus. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für das Arbeiterbildungsinstitut (Erdgeist), abends 8 Uhr: Im Luzus. Montag, 8. September: Eine Frau ohne Bedeutung. — Neues Operetten-Theater (Theater am Thomasing). Dienstag: Baumeister Colnec. Mittwoch: Rosmersholm (legte Vorstellung des Einsamannenschieds). Donnerstag, Freitag: Ein Herbstmäder. Sonnabend: Das Fürstentind. Sonntag, nachmittags 3 Uhr: Vorstellung für den Verein Gutenberg (Das Fürstentind), abends 8 Uhr: Das Fürstentind.

Vattenberg-Theater. Dienstag: Der Raub der Sabinerinnen. Mittwoch: Lokomotivführer Clauken. Donnerstag: Der Raub der Sabinerinnen. Freitag: Gräfin Sarah. Sonnabend: Cornelius Vob. Sonntag: Der Raub der Sabinerinnen.

## Notizen.

Professor Paolo Mantegazza, der berühmte italienische Physiologe und Anthropologe, ist am Sonntag in seiner Villa zu San Terenzo, 70 Jahre alt, gestorben. Seine populärwissenschaftlichen Schriften über die Physiologie und die Hygiene der Liebe und andre Werke ähnlichen Inhalts gehörten bekanntlich eine Zeitlang zu den meistgelesenen europäischen Büchern. Mantegazza wirkte seit 1870 an der Universität Florenz als Professor der Anthropologie.

Das sonnenverbrannte Gesicht wird im allgemeinen als ein Zeichen von Gesundheit betrachtet, obgleich es eigentlich kaum zu erklären ist, wie man darauf verfallen ist. Ein verbranntes Gesicht kann man sich leicht holen, ohne daß darum das Allgemeinbefinden irgendwie verändert oder verbessert zu sein braucht. Es läßt sich also höchstens denken, daß die dunkle Gesichtsfarbe als Gegensatz zur krankhaften Blässe als gesund erscheint. Wer feinerseits derselben Ansicht ist und das braune Gesicht für eine Schönheit hält, hat es nicht einmal nötig, ins Freie zu gehen, um sich in dieser Hinsicht zu verfeinern, sondern er kann seinen Zweck auch im Zimmer erreichen, wenn er einige physikalische Gesichtskräfte und die dazu nötigen Apparate besitzt. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die sogenannten ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts sowie des elektrischen Lichts diese Wirkung hervordringen, die demnach wohl auf chemischen Vorgängen beruht, wie sie gerade durch diese Strahlen erzeugt werden. Noch schneller wird man mit einer der neuen Quecküberquarzlampen zum Ziele kommen, und zwar in wenigen Minuten mit gleicher Vollkommenheit, wie sie sonst vielleicht nur durch einen Sandaufenthalt von mehreren Wochen erreicht werden könnte. Selbstverständlich können aber die ultravioletten Strahlen den Ausbruch von Gesundheit und Frische nicht zuwege bringen, den ein braungebranntes Gesicht hervorruft, wenn es ehrlich durch den langen Aufenthalt in freier Natur und in frischer Luft erworben ist. Es wäre aber auch denkbar, daß die Bronzeperiode der Haut ein gewisses Zeugnis für einen günstigen gesundheitlichen Zustand abzugeben vermag, falls nämlich die dunkle Färbung der Haut von einem reichlichen Gehalt des Blutes an roten Farbstoffen herkommt, eine Annahme, die freilich noch eines bindigen Beweises bedarf. An sich ist das Braunwerden der Haut ein Vorteil für den Träger, weil es zu einem Schutz der tieferliegenden Gewebe führt. Das kann jeder Großstädter leicht erfahren, der sich, wie es jetzt so oft geschieht, möglichst ohne Aufenthalt von seinem Wohnort durch einen Schnellzug ins Hochgebirge begibt. Namentlich wenn er diese Wohlthat nur selten genießen kann, und wahrscheinlich infolgedessen eine gewisse Großstädtische auf die Reise mitemimmt, wenn ihm die ungewohnten Sonnenstrahlen

in der klaren Luft des Gebirges heftig zusehen. Die Folge wird aber in der Regel keine Braunfärbung des Gesichtes sein, sondern eine Röte, die nicht den gleichen Wert besitzt, weil sie ein stärkeres Vorzeichen davon ist, daß die betreffenden Stellen des Körpers sich zu häuten beginnen. Man kann jetzt in den Alpen wohl in jedem Sommer zahlreiche Touristen herumlaufen sehen, denen die Haut in Freier von der Nase und von den Waden hängt, und sie können sich noch dazu Glück wünscheln, wenn es bei einer Häutung bleibt und auch weiter kein Ausschlag und keine Blasenbildung erfolgt. Trotzdem die dadurch bewirkten Unannehmlichkeiten meist gering sind und gegen die Genüsse beim Alpenwandern wenig ins Gewicht fallen, so kann man doch wiederum nicht sagen, daß ein solches sonnenverbranntes Gesicht schädlich zur Gesundheit beiträgt oder das Anzeichen einer solchen ist. Das braungebrannte Gesicht freilich verdient seinen guten Ruf eher, und auf dieses geht daher auch die Zunehmung beschränkt werden. Das beste Mittel, dazu zu gelangen, liegt darin, sich dem Sonnenbrand nicht zu stark auszulassen und den Übergang vom Stadtleben in das Naturleben nicht zu jählich vollziehen zu lassen. Nur auf diese Weise kommt die „Patin“ des Gesichtes in ganzer Schönheit zustande, ohne daß man irgend wie darunter zu leiden hat.

Gold ohne Wasser. Von dem Goldbergbau haben viele Leute einen ganz falschen Begriff. Man denkt gewöhnlich, diese Beschäftigung müsse derartig gewinnbringend sein, daß sie jede Entbehrung und Anstrengung aufwiege und daß die bewusste Vernachlässigung eines nachgewiesenen Goldlagers überhaupt nicht vorkommen könne. Das ist aber durchaus nicht richtig. In China beispielsweise gibt es Goldwäscher, die zu den ärmsten Leuten des Landes gehören und ihre Tätigkeit sofort einstellen, sobald sich ihnen ein andrer Verdienst bietet. Außerdem gibt es Goldlager, die nachweislich von beträchtlichem Wert sind und doch aus andern Gründen nicht abgebaut werden können. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art ist das erst jüngst entdeckte und erforschte Tanami-Goldfeld im Innern von Australien. Dies Gebiet liegt an der äußersten Ostgrenze von Westaustralien, also in weiter Entfernung von der Küste. Dadurch würden zunächst die Kosten der Bearbeitung außerordentlich gesteigert werden. Man müßte eine besondere Eisenbahn bauen und den ganzen Bedarf für die Goldgräber weit hinein in die Wüste schaffen. Der hauptsächlichste Hindernisgrund für die Ausbeutung jener Schätze ist aber der Wassermangel. Alles andre könnte der Mensch sich schließlich noch in einigermassen befriedigender Weise verschaffen; der Gedanke aber, das nötige Wasser zum Trinken und zum Kochen Hunderte von Kilometern weit mit der Eisenbahn heranzuschleppen, hat sogar dann etwas Abschreckendes, wenn es sich um den Gewinn von gleichem Gold handelt. Uebrigens ist die Geologie jenes Goldfelds, die jetzt durch einen Regierungsbeamten erforscht worden ist, recht merkwürdig. Die Gebirge bestehen dort teils in geschichteten Ablagerungen, teils in alten und jungen vulkanischen Massen. Da sogar noch vulkanische Klüfte vorhanden ist, können die letzten Ausbrüche nicht weit zurückliegen, und eben darauf deutet auch gewisse Oberflächenformen, die an erloschene Krater erinnern.

Der belebte Totenkopf. Ein Uebermaß von Fettansammlungen am menschlichen Körper wird von niemand als schön empfunden, er sei denn ein Orientale. Jedemfalls aber ist das Gegenteil viel schrecklicher anzusehen. Es kommen dann solche Gestalten heraus, wie sie sich zuweilen als „Stordmännchen“ zeigen lassen. Eine geradezu fürchterliche Erscheinung aber nimmt unter solchen Verhältnissen das Gesicht an, das beim ersten Anblick mehr einem Totenkopf als einem lebendigen menschlichen Antlitz zu gleichen scheint. Ein unfälliges Beispiel dieser Art stellte sich unlängst bei Professor Eugen Holländer in der Person einer jungen Choristin vor, deren Gesicht infolge eines hochgradigen Schwundes des Fettgewebes eine abstoßende Ähnlichkeit mit einem Totenkopf erhalten hatte, die besonders durch die tief in ihren Höhlen liegenden Augen gesteigert wurde. Auch der ganze Oberkörper war von demselben Vorgang in Mitleidenschaft gezogen. Der Arzt konnte die ganze Gestalt nur mit dem Modell vergleichen, wie es zur Darstellung der Muskeln für anatomische Zwecke gebraucht wird. Nur von den Hüften abwärts waren merkwürdigerweise die jugendlichen Formen erhalten geblieben. In seiner an die Münchner Medizinische Wochenchrift erstatteten Beschreibung sagt Professor Holländer, daß sich in diesem Mädchen die Gegenüberstellung von Jugend und Alter, Tod und Leben, wie man sie in der alten Bildhauerkunst antrifft, verkörpert habe. Im übrigen war feinerlei Krankheit an dieser merkwürdigen Patientin festzustellen. Nach ihrer eigenen Auskunft hatte die Abmagerung zuerst im Gesicht begonnen, als sechs Jahre zuvor ihr Vater auf der Strafe verunglückt war und tot ins Haus gebracht wurde, selbstverständlich zum größten Schrecken der Familie. Da das Mädchen sich sonst vollkommen wohl fühlte, verfuhrte sie zunächst ihre Peil mit Schminke, um sich ihrem Beruf zu erhalten, was aber nicht lange gelang. Das es sich um eine erbliche Veranlagung hier nicht handeln konnte, wurde dadurch am wenigsten wahrscheinlich gemacht, daß eine um ein Jahr jüngere Schwester eine blühende körperliche Entwicklung aufwies. Der ungewöhnliche Fall schien auch eine besondere Behandlung zu erfordern, und diese hat ihm Professor Holländer zuteil werden lassen. Die Sache nimmt sich zunächst etwas mittelalterlich aus, ist aber selbstverständlich durchaus einwandfrei. Während man sonst einen Mangel an Fülle in den Formen mit Einschränkung von Paraffin zu beseitigen verfuhrt hat, schlägt Professor Holländer vor, denselben Stoff zu benützen, der eben an den betreffenden Stellen fehlt, nämlich menschliches Fett selbst. Es ist kaum anzunehmen, daß jemand etwas dagegen einwenden kann, wenn ihm durch eine einfache Operation an einer Stelle, wo es im Uebermaß vorhanden ist, etwas Fett entzogen und an den Stellen, wo es daran mangelt, hinzugefügt wird. Namentlich bei einer Mischung mit tierischem Fett sind solche Einspritzungen wirksam. Natürlich ließ sich kaum erwarten, das totenkopfsähnliche Gewordene durch eine derartige Operation vollkommen in den früheren lebensvollen Zustand zurückzuführen, aber Professor Holländer erstellte doch einen erheblichen Erfolg, so daß es dem Mädchen sogar möglich war, ihren früheren Beruf als Choristin wieder aufzunehmen.

Die verschrenkte Sternwarte. Die französische Regierung hat ein sonderbares Geschenk erhalten. Im Anschluß an die großartigen Arbeiten, die von der französischen Expedizion zur Erdmessung in Südamerika ausgeführt worden sind, hat nämlich die Regierung der Republik Ecuador das Anerbieten gemacht, die Sternwarte von Quito mit allen Instrumenten und allem sonstigen Zubehör an Frankreich zu verschrenken. Die Sternwarte zeichnet sich durch eine besonders günstige Lage aus, denn sie befindet sich ungefähr 3000 Meter über dem Meeresniveau in einer Gegend, wo fast ohne Unterbrechung wolkenloser Himmel herrscht. Auch der Umstand, daß sie gerade auf dem Äquator liegt, ist von Vorteil, da sich infolgedessen dort Beobachtungen des nördlichen mit denen des südlichen Sternhimmels vereintigen lassen. Außerdem gibt es keine andre große Sternwarte in der Gegend des Äquators. Die Akademie der Wissenschaften in Paris hat sich daher auch dafür erklärt, das Geschenk anzunehmen, obgleich mit seiner Ausnützung erhebliche Kosten und Umstände verknüpft sein werden.